



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk

Schnizer, Otto

Stuttgart, [1929]

Städte. Zunftwesen. Hanse

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)

in Nürnberg). In den Seitenschiffen standen Seitenaltäre, deren jeder einem bestimmten Heiligen geweiht war. Bei den Gottesdiensten trat die zahlreiche Geistlichkeit in prachtvollen Gewändern auf, Musik und Chorgesänge erschallten. Große Feste wie z. B. das Fronleichnamsfest wurden mit festlichen Umzügen und großem Gepränge gefeiert. Das alles zieht natürlich die Menge außerordentlich an. Die große Gefahr war aber, daß das ganze Christentum etwas Äußerliches blieb. Und manche Männer haben schon im Mittelalter diese Gefahr erkannt und sind dagegen aufgetreten.

Städte. Zunftwesen. Hanse.

Wie wir gehört haben, stammen die ersten Städte auf deutschem Boden von den Römern. Die alten Deutschen selbst hatten kein Bedürfnis nach Städten. Gewerbe brauchte der alte Deutsche kaum; denn er fertigte beinahe alles selbst an. Er baute sein Haus von dem Holz, das ihm der Wald lieferte. Die Stoffe, in die er sich kleidete, spann und wob seine Frau, und das Leder und den Pelz holte er sich auf der Jagd. Er und seine Frau waren auch ihre eigenen Schneider und Schuhmacher. Nur e i n e n Handwerker benötigte er: den Schmied; später auch noch den Wagner und den Töpfer. Auch dem Händler gab er nicht viel zu verdienen. Salz und Schmuckstücke waren in alter Zeit die einzigen Bedürfnisse, die ihm wandernde Händler zutrug. So war damals wirklich kein Bedürfnis nach Städten, zumal da unsere Vorfahren das Leben in der freien Natur so sehr liebten. Die Römerstädte aber zerfielen in den Stürmen der Völkerwanderung.

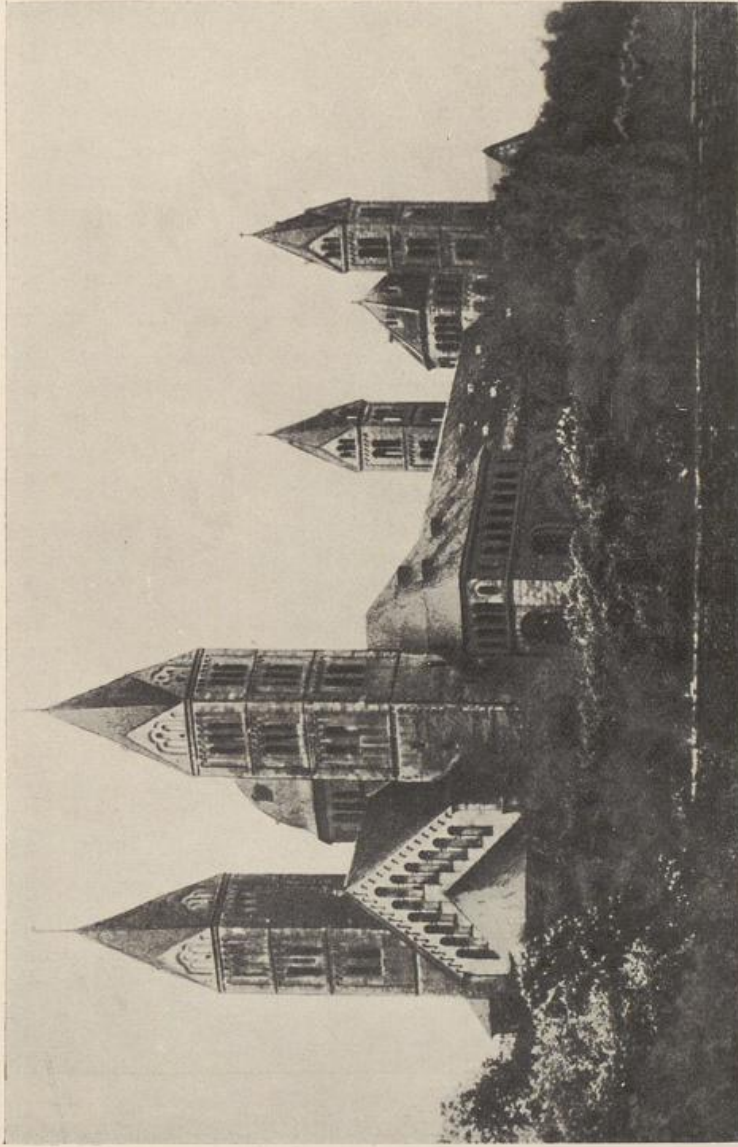
Aber die Zeiten wurden anders. Der deutsche Bauer lernte seinen Acker besser ausnützen, so daß mehr darauf wuchs, als er selbst brauchte. Das wollte er verkaufen. Nach und nach hatte er selbst auch größere Bedürfnisse und hätte gern bessere und schönere Kleider, Schuhe, Haus und Hof, Werkzeuge und Waffen gehabt, als er sie selbst herzustellen vermochte. So entstand das Bedürfnis nach Gewerbe und Handel.

Da genügte der reisende Händler, der von Haus zu Haus zog, nicht mehr; man brauchte bestimmte Orte, an denen zu gewissen Zeiten die Händler und Gewerbetreibenden zusammenkamen und ihre Waren feilboten. So entstanden die M ä r k t e. Solche wurden abgehalten an Orten, an denen viel Verkehr war: also an Flußübergängen, Straßenkreuzungen, Wallfahrtsplätzen, Klöstern, Bischofsitzen, Pfalzen, Grenzburgen usw. Erst hatte nur der König das Recht Märkte einzurichten und ihre Einkünfte zu genießen; denn mit dem Markte war meist eine Münzstätte verbunden, auch hatten die Händler Zölle und Abgaben zu entrichten, die alle dem Marktherren gehörten. Dafür sorgte dieser für

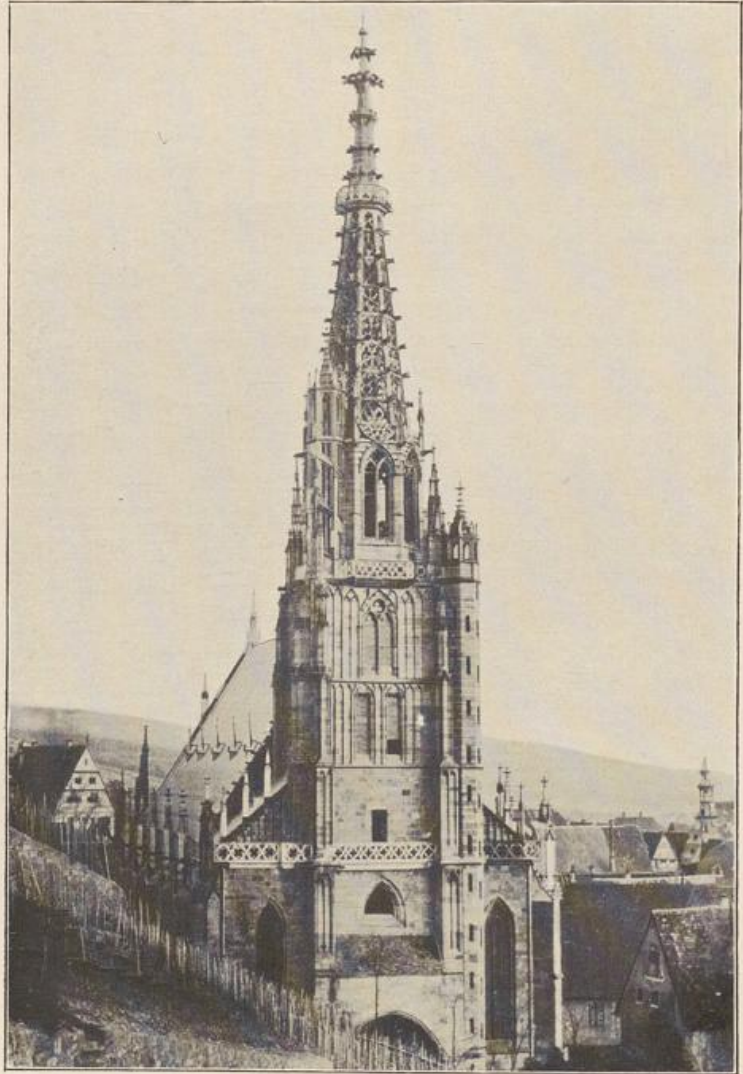
den Marktfrieden; wer zum Markte reiste und auf dem Markt seine Waren feilbot, stand unter königlichem Schutz, und schwere Strafe traf den, der den Marktfrieden störte. Das Zeichen des königlichen Schutzes war anfangs nur ein Strohwiß, später ein Kreuz oder eine Fahne, besonders aber auch die steinernen Rolande, die man in norddeutschen Städten so häufig sieht. Später wurden Märkte auch von den Landesherren eingerichtet.

Wurde der Markt an einem schon bewohnten Plage eingerichtet — einem Kloster, Bischofsitz usw. — so legte man ihn etwas abseits von den bisherigen Wohnplätzen an. Nur Kaufleute und Handwerker durften sich da niederlassen. Darum hat man anfangs auch dem Markttorte keine Ackerflur, sondern nur eine Gemeinweide und einen Gemeinwald zugemessen. Später sind dann auch angrenzende Höfe oder Dörfer dem Markttorte einverleibt worden, und so kam auch eine bauerliche Bevölkerung herein. Man umgab dann das Ganze mit einer Mauer, und so war aus dem Markttort die Stadt geworden. Je günstiger die Lage eines Marktes war, um so schneller vollzog sich die Umwandlung zur Stadt. Die günstigste Lage hatten meist die *B i s c h o f s s i t z e*. In ihren Gotteshäusern strömten zuzeiten große Volksmassen zusammen. Da entwickelte sich in der Nähe der Kirchen ein reger Handelsverkehr. Die Buden der Verkäufer waren auf dem Plage um die Kirche aufgeschlagen. Kamen die Leute aus der Messe, dem Frühgottesdienst, heraus, so konnten sie sofort ihre Einkäufe machen; so hat man den Markt auch *M e s s e* genannt. — Ähnlich war's in Orten mit *Königs- oder Grafenpfälzen* und in *Klosterplätzen*. An solchen Orten hatten sich schon von Anfang an zahlreiche Handwerker und Dienstleute, die beim Bau beschäftigt waren, niedergelassen; sie fanden dort weitere Arbeit und weiteren Verdienst. Das Marktrecht gesellte sich dazu, und aus der Pfalz ward eine *Stadt*.

Schon in der Zeit der Karolinger begannen die Städte im alten Frankenreiche sich zu mehren. Unter Heinrich I. entstanden sie auch im Sachsenlande aus festen Plätzen, die der König zum Schutze gegen die Ungarn angelegt hatte. Denn eine Stadt war nicht bloß *Markttort*: sie war zugleich auch Burg oder Festung. Daher hießen ihre Bewohner *Bürger*. Sie gewährte in unruhigen Zeiten den Bewohnern einen zuverlässigen Schutz. Zuerst waren's nur Erdwälle, von Palisaden gekrönt; später baute man richtige Mauern rings um die Stadt und vor der Mauer einen tiefen Graben. Wer in die Stadt zog, wurde dadurch von mancherlei Lasten frei, die er draußen hatte tragen müssen. Wir haben gehört, wie die alte Bauernfreiheit mehr und mehr verloren ging, wie selten mehr ein Bauerngut da war, auf dem nicht Lasten und Dienst-



Der Kaiserdom zu Speyer
(Romanischer Baustil)



Die Frauenkirche in Eßlingen
(Gotischer Baustil)

barkeiten an den Grundherrn ruhten, so daß der Inhaber ein Lehensmann oder gar ein Höriger wurde. Zog aber der Sohn eines solchen Hörigen in die Stadt, so ward er aller dieser Lasten ledig; aus dem Hörigen wurde ein Freier. Wir können uns denken, daß dadurch viele vom Lande in die Stadt getrieben wurden. Wohl hatte er auch in der Stadt seine Pflichten. So war jeder Stadtbewohner verpflichtet, im Kriegsfall die Stadt zu verteidigen und mit den übrigen Bürgern auf dem Wehrgang zu stehen. Aber „Stadtlust macht frei“ — dieses Wort blieb trotzdem wahr.

Die Bewohner der Stadt setzten sich nach und nach aus drei Klassen zusammen: in den hohen Giebelhäusern und burgartigen Steinhäusern wohnten die großen Handelsherren, die ihre Frachtwagen unter kriegerischer Bedeckung nach fernen Ländern fahren ließen oder in den Seestädten ihre Schiffe auf die Ost- und Nordsee sandten; sie brachten die Erzeugnisse ferner Länder, von Italien oder später gar vom Morgenlande, von Rußland, Schweden, Norwegen und England, und führten dagegen ihre deutschen Waren dorthin. Das waren die Reichsten und Angesehensten; man nannte sie die Geschlechter oder Patrizier. Wie viele Kirchen in den alten Reichstädten sind heute noch mit den Totenschildern dieser alten Geschlechter geschmückt: so in Ulm, Heilbronn, Eßlingen, Hall u. a. Ihre Angehörigen trugen häufig den Rittershirt und waren im Kampf die Anführer. — Daneben wohnten in den kleineren Häusern die Handwerker. Sie waren in Zünften zusammengeschlossen. Die Zunft aber hatte ihre genauen Regeln und Gesetze. Sie bestimmte z. B., wieviel Meister von jedem Handwerk in der Stadt sein dürfen. Jeder hatte wie heute als Lehrling anzufangen, wurde durch ein Gesellenstück Geselle und ging dann auf die Wanderschaft, oft durch das ganze Reich oder darüber hinaus. Kam er in eine fremde Stadt, so sprach er zuerst im Zunfthaus vor, grüßte mit einem Gruß, der genau vorgeschrieben war, und bat um Arbeit. War er lange genug gewandert, so konnte er irgendwo sich als Meister niederlassen. Zuvor aber mußte er ein Meisterstück machen; fand das Gnade in den Augen der Zunftmeister, so ließ man ihn wohl als Meister zu. Jede Zunft hatte ihr Zunfthaus. Darin war die Herberge und das Versammlungszimmer mit den Schriften der Zunft. Die Gasse, in der das Zunfthaus stand, führte häufig ihren Namen von der Zunft (Webergasse, Rüstergasse, Schmiedgasse usw.). Das Zunftwesen trug viel zum Gedeihen des Handwerks bei. Schon daß die Zahl der Meister beschränkt war, wirkte wohlthätig. Sind z. B. in einer Stadt recht viele Schreiner, so muß jeder darauf aus sein, daß er möglichst viele Kunden bekommt. Das sucht er dadurch zu erreichen, daß er seine Ware billiger liefert

als die andern; billiger ist aber meist auch schlechter. Das wollten die Zünfte verhindern. Deshalb setzten sie genau die Zahl der Meister fest und ließen nicht zu, daß einer Meister wurde, der nicht sein Handwerk aufs beste verstand. Dafür aber, daß die Kunden nicht überfordert wurden, sorgte der Rat. Das Handwerk gedieh unter den Zünften zu hoher Blüte. Denken wir nur an die wunderbaren Bauwerke der Steinmetzen, die prächtigen Schränke der Schreiner, die künstlichen Schlösser und Schlüssel der Schlosser aus jener Zeit! Denn der Handwerker war darauf aus, seine Arbeit nicht bloß gut und brauchbar, sondern vor allem auch schön zu machen. In den großen alten Reichsstädten Ulm, Nürnberg, Rothenburg, Augsburg ist noch eine Menge von Erzeugnissen des alten Handwerks zu sehen. Aus ganz einfachen und bescheidenen Anfängen hat sich der deutsche Handwerker durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit bis zum Beginn der Neuzeit zu einem wirklichen Künstler herausgearbeitet, der seine Ehre darein setzte, etwas wirklich Schönes herzustellen und wenn er jahrelang daran arbeiten mußte. So hat der einfache Rotgießmeister Peter Vischer in Nürnberg elf Jahre lang mit seinen Söhnen an dem Sebaldusgrab gearbeitet, das bis auf den heutigen Tag ein vielbewundertes Schmuck der Sebalduskirche ist.

Und neben den Geschlechtern und den Zünften standen die, die als Hörige in die Stadt gezogen waren und *Ackerbau und Viehzucht* trieben. Denn solange die städtische Bevölkerung noch gering war, befanden sich innerhalb des Mauerrings nicht bloß Gärten, sondern auch Äcker, und mehr und mehr pflegte auch der bäuerliche Teil der Bevölkerung sich außerhalb der Mauer Grundbesitz zu erwerben. Aber ein solcher konnte im Laufe der Zeit sich herausarbeiten und in den Handwerkerstand eintreten.

Daneben standen die *Geistlichen*. Ihre Zahl war groß; denn in den meisten Städten befanden sich auch mehrere Klöster mit zahlreichen Insassen. Ihr Ansehen war lange Zeit sehr groß, bis es im 15. und 16. Jahrhundert gewaltig sank. — Und endlich gab es in den Städten auch nicht wenig *Juden*. Sie trieben Handel, vor allem Geldgeschäfte, mußten aber viel leiden. Sie durften nur in einer bestimmten Gasse der Stadt, der Judengasse, wohnen.

Im 12. und 13. Jahrhundert hat sich die Zahl der Städte ganz gewaltig gemehrt, wie überhaupt in dieser Zeit die Bevölkerung sehr stark gewachsen ist. Vom Tode Heinrichs VI. an bis auf Rudolf von Habsburg, also innerhalb 70 bis 80 Jahren, sind nicht weniger als 400 neue Städte entstanden: teils lagen sie auf dem Gebiete des bisherigen Deutschlands links der Elbe, teils sind sie im Osten der Elbe entstanden durch die Besiedlung des Ostens, von der wir noch mehr hören werden.

Eine alte Stadt bot schon von außen einen großartigen Anblick. Man erblickte von weitem die Menge der Türme an Mauern und Toren, dazu die Türme der zahlreichen Kirchen und Kapellen. Oft waren es deren 50—60. Wie großartig stellt sich jetzt noch das Bild der Stadt Rothenburg ob der Tauber dar, wenn man sich ihr vom württembergischen Gebiete aus nähert! Rings um die Stadt lief ein breiter und tiefer Graben, mit Wasser gefüllt. Dann kam die Mauer und häufig innerhalb der Stadt noch ein zweiter Graben mit Mauer. Die Stadttore wurden nachts geschlossen; man konnte ein Fallgatter herunterlassen und schloß die Torflügel zu. Lag die Stadt im Tal, so wurden meist diejenigen Höhen, die am nächsten lagen, besonders befestigt und durch eine Anschlußmauer, Schenkelmauer genannt, mit der Stadt verbunden (so z. B. in Eßlingen). Rings um die Stadtmauer herum lief auf der Innenseite der Wehrgang, auf dem die Verteidiger standen und erst mit Pfeil und Bogen, später mit Wallbüchsen und Gewehren durch die Schießlöcher hindurch den Feind abwehrten. Wie lebhaft können wir uns in jene Zeiten zurückversetzen in solchen Städten, in denen die ganze mittelalterliche Befestigung erhalten ist: so in Nürnberg, Rothenburg o. d. T., Nördlingen, Reichenweier i. Els., im Norden Braunschweig, Hildesheim u. a.

Könnten wir uns in das Innere einer solchen Stadt hineinversetzen, so würden wir allerdings außerordentlich vieles vermessen, was für eine Stadt jetzt selbstverständlich ist. Vor allem Ordnung und Sauberkeit in den Straßen. Zwischen äußerer und innerer Mauer befanden sich meist Gärten und Äcker. Damit hing zusammen, daß in den Städten auch viel Vieh gehalten wurde, daß das Vieh, vor allem auch die Schweine, frei in den Straßen herumlief, und daß Dungstätten sich mitten in der Stadt und an den Straßen bemerkbar machten. Und in den Straßen kein Pflaster und kein Bürgersteig. Da war oft ein entsetzlicher Schmutz; denn der Grund trocknete in den engen Gassen nicht so rasch wie im Freien. Als einmal im 15. Jahrhundert der deutsche Kaiser Friedrich III. die Stadt Tuttlingen besuchen wollte, rieten ihm die Bürger dringend ab wegen des schlechten Zustandes ihrer Straßen. Als er trotzdem kam, versank sein Pferd bis an die Oberschenkel im Schmutz. Ähnlich ging's ihm in Reutlingen. Von nächtlicher Straßenbeleuchtung war keine Rede. Es war schon ein großer Fortschritt, als man da und dort Pechfackeln anzündete; aber meist mußte jeder Bürger, der nachts ausging, seine Laterne mitnehmen.

Trotzdem bot die Stadt auch viel Schönes. Vor allem hielten die Bürger viel auf ihre Kirchen. Jede Stadt hatte deren mehrere, dazu die Klosterkirchen und eine ganze Anzahl von Kapellen. Und als den Städ-

ten das Recht eingeräumt wurde, die Pfarrstellen selbst zu besetzen, suchte eine Stadt die andere an prächtigen Kirchenbauten zu übertreffen. Die Eßlinger kränkte es lange, daß die Pfarrstellen an der Stadtkirche von dem Bischof von Speier besetzt wurden. Deshalb erbauten sie die Frauenkirche, ein Kleinod gotischer Baukunst.

Daneben verwendeten sie viel Kunst auf ihre *Rathäuser*. Namentlich die norddeutschen Städte zeigen uns noch aus dieser Zeit sehr schöne und großartige Rathäuser; so Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Lemgo, Bremen, Lübeck, Münster i. W., Tangermünde, Danzig u. a. Dazu im Süden Ulm, Heilsbronn, Lindau, Nürnberg, Augsburg, Rothenburg, Würzburg u. a. Die Bürgerhäuser, vor allem die der reicheren Bürger, wurden mit der Zeit auch recht stattlich: nicht eins dem andern gleich; sondern jedes hatte seine besondere Eigenart und seinen besondern Schmuck. Da war's ein schöner Erker, dort eine Bildsäule; da ein schönes Wandgemälde, dort ein sinniger Spruch über der Haustüre; die Türen mit schönem schmiedeisernem Beschlag versehen. Die Häuser der reichen Kaufherren waren häufig vierflügelig und hatten in der Mitte einen Hof; jedes Stockwerk trug eine Galerie. Dergleichen prachtvolle Bürgerhäuser kann man namentlich in Nürnberg und Augsburg sehen.

Man hat in alten Zeiten Straßen und Gassen genau unterschieden: Straßen die großen Verkehrswege, die durch die Stadt hindurchführten und sie mit andern Städten und Ländern verbanden; Gassen die Wege für den Verkehr innerhalb der Stadt. Die Straßen waren breit, die Gassen eng. Denn innerhalb der Mauer war der Raum eng; so mußte man am Raum für die Gassen sparen; und da man mit den Häusern nicht in die Breite gehen konnte, so ging man um so mehr in die Höhe; ja man ließ, um Raum zu gewinnen, das erste Stockwerk über das Erdgeschoss vorspringen, das zweite Stockwerk über das erste, das dritte über das zweite usw. So rückten oben im Dachstock die Häuser sehr nahe aufeinander. Da mußte die Stadtobrigkeit anordnen, daß oben die Häuser nicht mehr als auf Speeresbreite einander genähert werden dürfen (etwa drei Meter). Dergleichen Häuser sieht man noch genug in den alten Theilen unserer Städte. — Hausnummern gab's nicht. Aber die Häuser trugen irgend ein Zeichen, meist ein gemaltes oder ein Steinbild. So gab's das Haus „zum Wolf, zum Fuchs, zum Adler, zur Rose“ usw. Diese Zeichen sind nur noch bei den Wirtshäusern geblieben.

Die Städte hatten ursprünglich alle einen Herrn über sich, der sie regierte, Gericht hielt, Steuern erhob, die Stadt verwaltete; bald war's ein Bischof, bald ein weltlicher Herr. Aber wie die Städte groß und reich wurden, strebten sie darnach, sich von diesen Herren loszumachen und sich selbst zu regieren. Die fränkischen und staufischen Kaiser willfahrten

oft ihrem Wunsche; denn die Städte hatten ihnen oft Treue bewiesen in schweren Zeiten, wenn die Fürsten untreu gewesen waren. Auch war bei den Städten am meisten Geld zu finden, und das war für die Kaiser viel wert. So machten sie viele Städte frei von den Stadtherren; diese hatten hinfort niemand mehr über sich als den Kaiser. Das waren die freien Reichsstädte. Sie blühten auf unter der Selbstregierung und erwarben meist noch ein großes Landgebiet dazu, so daß zu mancher Reichsstadt eine Menge von Dörfern gehörte. Die mächtigste Reichsstadt im jetzigen Württemberg war Ulm; sonst in Oberdeutschland vor allem Nürnberg, Augsburg, Rothenburg. Um das reichsstädtische Gebiet zog man häufig einen Graben oder auch eine Hege, Landgraben, Landhag, Landwehr genannt; da und dort stand auch ein Wartturm. So der Landgraben bei Heilbronn, der Landturm an der Grenze des hällischen und wieder an der Grenze des rothenburgischen Gebietes. Das ganze Gebiet von Blaufelden bis Rothenburg heißt deshalb heute noch die Rothenburger Landwehr.

Eine Reichsstadt war ein wohleingerichteter kleiner Staat. An der Spitze stand zuerst als eigentlicher Regent der Vogt des Kaisers. Später erhielten die Städte mehr Freiheit und regierten sich selbst durch einen Rat von etwa zwölf Mitgliedern mit einem Bürgermeister und einem Schultheiß an der Spitze; der erste hatte die verwaltende, der zweite die richterliche Tätigkeit. Die Stadt hatte eigenes Gericht, eigene Steuern, eigene Münze, eigenen Zoll und eigene Wehrmacht. In großen Reichsstädten wie Nürnberg hatte der Kaiser einen besonderen Beamten, den Burggrafen, der die kaiserlichen Hoheitsrechte wahrzunehmen hatte; in kleineren Städten wurde ein benachbarter Fürst als Schutzvogt damit beauftragt: in Eßlingen z. B. der Graf von Württemberg. Häufig trachteten aber diese Schutzvögte darnach, mehr und mehr sich wieder der Stadt zu bemächtigen. — Der Rat wurde lange Zeit nur aus den Geschlechtern, also dem Stadtadel genommen. Als aber das Handwerk emporkam und die Zünfte angesehen und reich wurden, strebten sie auch hinein in den Rat. Sie haben es, manchmal erst nach schweren Kämpfen, auch durchgesetzt, daß sie an der Stadtregierung Anteil bekamen: im Süden früher als im Norden. — Auch denjenigen Städten, die nicht freie Reichsstädte waren, sondern unter einem Landesherrn standen wie z. B. Stuttgart, München u. a., mußten ihre Herren nach und nach mehr Freiheit und Selbstregierung einräumen.

Mehr und mehr errangen die Städte eine große Bedeutung innerhalb des Reiches durch ihren Reichtum, ihre Handelsverbindungen nach dem Auslande, ihre Bildung. Aber ein Stand, der heraufkommt, hat immer schwer zu kämpfen mit dem Stand, der bisher oben gewesen ist. So

ging's den Städten auch. Von den Stadtherren, den geistlichen und weltlichen Fürsten, hatten sie sich losgerissen; kein Wunder, daß sie im Gegensatz zu ihnen standen. Der ritterliche Adel vollends war nach der Hohenstaufenzeit sehr heruntergekommen, an Ansehen und an Vermögen. Er war neidisch auf den Reichtum der Städte und suchte sie, wo er nur konnte, zu schädigen, namentlich durch Veraubung der reisenden Kaufleute. Und ihre Stellung im Reiche entsprach gar nicht ihrer Bedeutung. Sie hatten z. B. in die Königswahl gar nichts hineinzureden. Die Kaiser haben lange Zeit ihre Bedeutung nicht erkannt, während sie sich doch auf die Städte hätten stützen können. So sahen sich die Städte auf Selbsthilfe durch Zusammenschluß und **B ü n d n i s s e** angewiesen. Schon am Ende der Hohenstaufenzeit bildete sich der **r h e i n i s c h e S t ä d t e b u n d**; später der **s c h w ä b i s c h e S t ä d t e b u n d**; der bedeutendste aber war die **H a n s e**.

Die Städte haben auch **S c h u l e n** gegründet. Es waren keine Volksschulen, sondern lateinische Schulen. Aber es waren gute Anstalten, und die Bürger hielten darauf, daß ihre Kinder etwas Rechtes lernten. So wurden in späterer Zeit die Städte und ihre Bürger die eigentlichen Träger der Bildung. (Erst die Geistlichen, dann die Ritter, endlich die Bürger.)

Im Osten, über Elbe und Oder drüben, waren vom 12. Jahrhundert ab von deutschen Ansiedlern viele deutsche Städte gegründet worden; und zuletzt hat der Deutschorden bis über die Weichsel, ja die Memel und Düna hinüber eine große Zahl bedeutender Städte gegründet, die rasch aufblühten. Im 12. und 13. Jahrhundert schlossen sich alle deutschen Städte von den niederländischen und flandrischen an bis hinüber an die Ostsee und den finischen Meerbusen zusammen zu einem großen Bündnis: **d e r H a n s e**. Hunderte von Städten gehörten dazu. Am Rhein war die bedeutendste Köln, an der Ostsee Lübeck, das an die Spitze des ganzen Bundes als Königin der Hanse trat. Die Hanse ist gegründet worden für den Handel, hauptsächlich den Seehandel. Denn damals waren die Deutschen die tüchtigsten Seefahrer, während die Engländer noch ein Bauernvolk gewesen sind. Der ganze Handel in Nord- und Ostsee kam bald in die Hand der Hanse. Ihre Handlungshäuser standen in den Städten der nordischen Länder, vor allem auch den Städten Englands. Die Hanse hatte in London ihre Niederlassung, den **Stahlhof**, und die Kaufmannsgilde ihr Versammlungshaus, die **Gildhalle**. In den hansischen Städten rechnete man nach **S c h i l l i n g e n** (= schallende Münze), von denen zwanzig auf ein Pfund gingen. Die deutschen Kaufleute aber nannte man in England, weil sie von Osten kamen, die **O s t e r l i n g e**. Ihre Münze fand dort Eingang und man hat von da

an in England nach dem Pfund der Oesterlinge gerechnet; bis auf den heutigen Tag hat man in England das *P f u n d S t e r l i n g*, auf das 20 *S c h i l l i n g e* gehen. Die Engländer trieben damals viel Schafzucht, verstanden aber die Verarbeitung der Wolle noch nicht. Daher holten die flandrischen Kaufleute, die auch zur Hanse gehörten, ihren Rohstoff in England, verarbeiteten ihn zu feinen Tuchen und setzten diese wieder in England, den Niederlanden und Deutschland ab; vor allem war Brügge, auch Ypern durch Weberei berühmt.

Die Hanseaten waren auch tapfere Krieger. Sie mußten ihre Warenzüge zu Land immer durch Bewaffnete begleiten lassen, wegen der Gefahr, die von seiten der Raubritter drohte. Aber auch ihre Schiffe waren bewaffnet, und sie haben eine große Macht zur See ausgeübt, auch Nord- und Ostsee von Seeräubern gesäubert. Sie wurden durch Fleiß und Tüchtigkeit sehr reich; wie erregte das den Neid der andern, vor allem der Engländer! Genau wie heute!

Ein Dänenkönig wollte sie einmal mit Waffengewalt niederwerfen und ihnen ihre Schiffe wegnehmen; aber sie schlugen den Dänenkönig gründlich und vertrieben ihn, so daß er lange in der Verbannung weilen mußte. Auch die Engländer wollten ihnen einmal ihre Rechte nehmen und ihren Handel vernichten. Da zogen sie mit ihren Kriegsschiffen aus und jagten den Engländern solche Angst ein, daß sie klein beigaben. Das war im 15. Jahrhundert.

Aber später kam's anders. Im 16. Jahrhundert traten in England starke Könige an die Spitze des Volkes; diese wollten den deutschen Handel nicht länger leiden. Die Schweden wurden auch mächtiger und nahmen dem Deutschen Orden Estland und Livland weg. Und die Hansen wurden unter sich uneinig. Die Niederländer rissen sich los, wollten den Gewinn, namentlich aus dem Heringsfang, für sich allein haben und den andern nichts gönnen. Da hatten die andern leichtes Spiel. Die Engländer schlossen den Stahlhof in London zu, die Schweden nahmen die hansischen Schiffe weg, und es ging zurück mit der Hanse. Denn hinter den Hansen stand kein Kaiser und kein Reich, das sie geschützt hätte. Der Kaiser fragte nichts nach ihnen und war in jener Zeit überhaupt schwach und ohnmächtig. Die Kaiser haben vom Niedergang der Hohenstaufen an den deutschen Norden ganz seine eigenen Wege gehen lassen. So ging's mehr und mehr zurück mit den Hansen, und zuletzt blieben von den Hunderten von Städten nur noch drei übrig: Hamburg, Bremen und Lübeck.

Es war eine stolze Zeit, als der deutsche Kaufmann Herr war auf Nord- und Ostsee! Aber: ein Reich und eine starke Regierung muß da sein; sonst kann auch der Tüchtigste seines Fleißes nicht froh werden.